



Die Kontingenz des Gegebenen

Sprenger, Florian

Published in:

Mediale Kontrolle unter Beobachtung

Publication date:

2014

Document Version

Verlags-PDF (auch: Version of Record)

[Link to publication](#)

Citation for published version (APA):

Sprenger, F. (2014). Die Kontingenz des Gegebenen: Zur Zeit der Datenkritik. *Mediale Kontrolle unter Beobachtung*, 3(1). <http://www.medialekontrolle.de/ausgaben/3-12014-datenkritik>

General rights

Copyright and moral rights for the publications made accessible in the public portal are retained by the authors and/or other copyright owners and it is a condition of accessing publications that users recognise and abide by the legal requirements associated with these rights.

- Users may download and print one copy of any publication from the public portal for the purpose of private study or research.
- You may not further distribute the material or use it for any profit-making activity or commercial gain
- You may freely distribute the URL identifying the publication in the public portal ?

Take down policy

If you believe that this document breaches copyright please contact us providing details, and we will remove access to the work immediately and investigate your claim.

Florian Sprenger

Die Kontingenz des Gegebenen – Zur Zeit der Datenkritik

Abstract: Critique becomes risky when it is implicit. In a historical perspective and following the etymological roots, the paper conceptualizes different modes of critique and makes their epistemological foundations explicit. The idea of a critique of data was for the first time presented by Agentur Bilwet and Frank Hartmann in the 1990s. Following these traces, the article explores how Michel Foucaults genealogical model of critique can be applied to the objects of data-critique. Consequently, it asks how critique itself can be accomplished by data, how we can judge on the given, and finally, what all this means for media studies.

Das Adjektiv ‚kritisch‘ ist risikoreich. Was soll eine ‚kritische Wissenschaft‘ sein, eine ‚kritische Untersuchung‘ oder eine ‚kritische Bemerkung‘? Welche Wissenschaft würde sich an die Öffentlichkeit trauen, die nicht kritisch verfährt, welche Untersuchung will ihrem Gegenstand unkritisch begegnen, und wer könnte etwas kritiklos bemerken, ohne sich verdächtig zu machen? Kritik, so scheint es, ist eine unabdingbare, selbstverständliche Voraussetzung einer jeden Wissensproduktion, eines jeden Weltbezugs, eines jeden denkwürdigen Gedankens. Kritik wird allzu häufig als Selbstzweck vorausgesetzt. Was Kritik ist, was sie vermag, wie und wen sie verändert, welche epistemologischen Voraussetzungen sie hat und auf welche Verfahren sie sich stützen kann, ist jedoch keineswegs selbstverständlich. Der Begriff der Kritik ist alles andere als eindeutig, überaus voraussetzungsreich und historisch verankert.

Weil Kritik das Innerste des philosophischen Denkens berührt und sogar mit ihm gleichgesetzt wurde, sind die einschlägigen Auseinandersetzungen unüberschaubar. Auf welche Art Kritik in der Philosophie am Werk ist, ist Gegenstand einer bis in die Gegenwart anhaltenden Selbstverständigung. Eine kritische Theorie wird gewöhnlich durch Hinterfragen der Gegebenheit von bestimmten Kategorien definiert. Sie zeichnet aus, die Konstruiertheit, Historizität und Kontingenz dieser Kategorien zu reflektieren. Als Wendepunkt der Geschichte der Kritik gilt Immanuel Kant, bei dem Kritik als Selbstkritik

der Vernunft fungiert, aber – so die spätere Kritik an dieser Herangehensweise – ihren politisch-tätigen Aspekt zugunsten ihres erkenntnistheoretischen Aspekts verliert. Karl Marx definierte Kritik im September 1843 in einem Brief an Arnold Ruge als „Selbst-verständigung (kritische Philosophie) der Zeit über ihre Kämpfe und Wünsche“ (Marx u.a. 1956: 346). Dieser Anspruch wird ihr besonders prominent von der Kritischen Theorie zurückzugeben versucht und später von der Dekonstruktion gewendet.

Angesichts dieser historischen Herkunft können die folgenden Überlegungen zur ‚Datenkritik‘ keinesfalls versprechen, auch nur eine Übersicht zu geben oder gar einen eigenen Begriff von Kritik zu entwerfen. Vielmehr möchte ich, nach einer kurzen Darstellung dessen, was in medientheoretischen Debatten bislang als ‚Datenkritik‘ definiert wurde, diesen von der *AG Daten und Netzwerke* so forsch und furchtlos in den Raum geworfenen Begriff auf einige Schwierigkeiten oder gar Aporien hin in den Blick nehmen. Ich werde daher auf keine konkreten Technologien eingehen, sondern im Abstrakten bleiben und dort eher Fragen formulieren als Antworten in Aussicht stellen. Meine Überlegungen sind eher als Denkanregungen denn als Beantwortung der Frage ‚Was ist Datenkritik?‘ gedacht, um durchaus provozierend jene Selbstverständlichkeit aufzubrechen, in der es sich Datenkritik unter Umständen zu gemütlich machen könnte.

Die Frage *Was ist Datenkritik?* richtet sich auf den Ort, von dem aus Daten kritisiert werden können, mithin auf den Modus dieser Kritik. Sie sei, so hört man zwischen den Zeilen, als medienkulturwissenschaftlich informierte Kritik von medialen Datenpraktiken von entscheidender Bedeutung für das Verständnis der technologischen Lage der Gegenwart. Sie ist notwendig geworden – sie war immer notwendig –, weil Daten nicht nur zur Ware und Information, nicht nur zur Währung aufgestiegen sind, sondern die mediale Konfiguration ein Überdenken tradierter Beschreibungssprachen notwendig macht. Wie ich zeigen möchte, ist gerade für das Projekt einer ‚Datenkritik‘ in diesem denkwürdigen Kompositum die Auseinandersetzung mit dem unumgänglich, was Kritik heißen kann, und zwar schon vor allen Medien oder Daten.

Der Anspruch von Datenkritik liegt nicht zuletzt darin, die gegenwärtig hervortretende Verteilung von Handlungsmacht in digitalen Netzwerken zu durchdenken, in denen Entscheiden und Urteilen über

Daten von Maschinen oder von Kollektiven geleistet werden kann und menschliche Einzelinstanzen zum Umgang mit Daten nicht länger ausreichen. Die Frage lautet also, wie sich das explizit an menschliche Fähigkeiten gebundene kritische Urteil, das jeder Form von Kritik zugrunde liegt, mit jener Distribution von Handlungsmacht zusammenbringen lässt, in der menschliche und nicht-menschliche Akteure im Umgang mit Daten kollaborieren und vormals menschliche Leistungen durch technische Vorgänge und Algorithmen ersetzt werden – oder vielmehr deutlich wird, dass sie immer schon ersetzt wurden. Die medienhistorischen Voraussetzungen dieses Schrittes können hier nur in Ansätzen beleuchtet werden. Sie sind bei weitem nicht eindeutig und die angedeutete Verteilung von *Agency* keineswegs unumstritten. Und doch bilden die ihnen zugrunde liegenden Entwicklungen, so soll deutlich werden, den historischen Ort, von dem aus sich die Frage nach Datenkritik heute aufdrängt.

Die vorgeschlagene begriffliche Arbeit scheint mir allen praxisbezogenen Einwänden zum Trotz unumgänglich – weil das Projekt einer Datenkritik unumgänglich ist. Dieser Begriff, dessen zwei Bestandteile ganze Abhandlungen füllen könnten, ist so brisant, dass eine pragmatische Herangehensweise – wir machen es einfach und schauen, was passiert – nur kurzzeitigen Erfolg versprechen kann. Die wesentlichen Aspekte und Fragen, die ich dabei herausstellen möchte, sind erstens, dass Datenkritik selbst zur Praxis von datenverarbeitenden Maschinen zählt und sich damit der Begriff von Kritik verschiebt, zweitens, dass Datenkritik wörtlich übersetzt als ‚Urteilen über das Gegebene‘ einen aporetischen Zug trägt, sowie drittens, dass Datenkritik als Projekt der Aufklärung in ein Verhältnis zum aufklärerischen Projekt der Medienwissenschaft zu setzen wäre.

Unterscheiden und Urteilen

Kritik bedeutet, der Antike folgend, zunächst beurteilen, auswählen und unterscheiden, abgeleitet von griechisch κρίνειν, *krínein*. Das kritische Vermögen der gedanklichen Auflösung von etwas in seine Elemente ist eine menschliche Fähigkeit der Unterscheidung und des Urteils, durchaus an eine Kompetenz, an Bildung und Sachverstand gebunden. Bezeichnenderweise bestimmt die Antike diese Fähigkeit als *kritiké techné*,

also als eine urteilende Kunst, die auf Wissen beruht, aber kein Wissen ist und einem Handeln dient, das auf Unterscheidungen und Wertungen aufbauen muss. Sie wird dem *sensus communis* zugeordnet und ist damit im Sinne eines ‚gesunden Menschenverstandes‘ allen zugänglich (vgl. Artikel „Kritik“, Historisches Wörterbuch der Philosophie). Kritik beschäftigt sich ausschließlich mit von Menschen Gemachtem. Als ein solches Vermögen verstanden ist Kritik daher immer Kritik von einem bestimmten Standpunkt aus und kann – im Gegensatz zu den Thesen und Grundsätzen, die sie als Alternative oder Richtmaß vorstellen mag – nie Allgemeingültigkeit beanspruchen. Der Akt der Kritik ist noch nicht der Akt der Wertung, so eng sie auch verbunden sein mögen. Jedes Urteil und jede Unterscheidung lässt sich auch anders fällen.

Kritik will etwas erhellen, das nicht offensichtlich ist, seien es die Grenzen unseres Wissens, eine Wahrheit, ein Widerspruch, die Bedingungen von Möglichkeiten, eine Ungerechtigkeit. Sie steht entsprechend in einem Spannungsverhältnis zu dem, womit sie sich beschäftigt, und zum Aufzeigen von Alternativen. Sie will sich vom Kritisierten lösen und ist zugleich von ihm abhängig: „Kritik bedeutet immer gleichzeitig Dissoziation wie Assoziation. Sie unterscheidet, trennt und distanziert sich; und sie verbindet, setzt in Beziehung, stellt Zusammenhänge her. Sie ist, anders gesagt, eine Dissoziation aus der Assoziation und eine Assoziation in der Dissoziation“ (Jaeggi u.a. 2008: 8). Dass Kritik negativ ist, sollte sich von selbst verstehen, denn sie ist ein Unternehmen der Abgrenzung, das sich an das Abgegrenzte bindet.

Das Verhältnis der Kritik zum Urteilen kompliziert sich, wenn Kritik die Möglichkeiten des Urteilens selbst betrifft. Dies ist spätestens mit der kritischen Philosophie Kants der Fall, der in einem Manuskript schreibt: „Die kritische Methode suspendiert das Urteil in der Hoffnung dazu zu gelangen“ (zitiert nach: Raunig 2010: 14). Damit wird Kritik auf folgenreiche Weise verschoben. Michel Foucault geht, mit und gegen Kant, so weit, dass Kritik nicht nur das Urteil aussetzt, sondern dadurch etwas anderes ermöglicht: einen Bezug auf die Gegenwart und die Vorstellung ihres Andersseins. Kritik ist jedoch auch als Widerstand und politische Praxis, so der Tenor nach Kant von Theodor W. Adorno über Michel Foucault bis Judith Butler, in der Gefahr, sich von der Welt wegzubewegen. Stattdessen entwerfen ihre Philosophien eine kritische Praxis, die über Akte des Urteilens hinausgeht. Dies gelingt Kritik dann, wenn sie nicht nur über Gegenstände entscheidet und sie kategorisiert,

sondern zugleich die Funktion und die Macht eben jener Kategorisierungen und ihre Konstitution befragt. Darin kann sie, so hat Foucault betont, seit Kants Verschränkung von Aufklärung und Kritik zur selbsttransformativen Praxis werden. Hinter diesen in groben Umrissen gezeichneten Stand der Kritik sollte nicht zurückgegangen werden, wenn von Datenkritik gesprochen wird.

Drei Begriffe von Datenkritik

Bevor ich nun näher auf das Unternehmen der Datenkritik eingehe, möchte ich kurz drei derartige Konzepte aus der einschlägigen Literatur vorstellen. Der explizite Begriff ‚Datenkritik‘ lässt sich an drei Stellen ausmachen: in den Methodenkapiteln soziologischer Arbeiten, in den Texten Frank Hartmanns und den Arbeiten des Autorenkollektivs Agentur Bilwet.

Datenkritik als Methodenkritik

In den Methodenkapiteln vieler empirisch angelegter Arbeiten, vor allem aus dem Bereich der Soziologie und anderer statistisch verfahrenender Wissenschaften, finden sich Abschnitte mit der Überschrift ‚Datenkritik‘. Sie enthalten gemeinhin die Analyse und Infragestellung der empirischen Grundlagen, ihrer Gewinnung und ihrer Aufarbeitung im Sinne einer Methodenkritik. Der Begriff taucht in den einschlägigen Wörterbüchern jedoch nicht auf und wird überraschenderweise eher informell verwendet. Dass es sich dabei um etwas Selbstverständliches zu handeln scheint, ist symptomatisch, weil der veranschlagte Begriff von Kritik in einem rein analytisch geprägten Sinne verwendet wird: als abschließende Prüfung auf Plausibilität. Ohne entsprechendes Fachwissen scheint mir daran, zugespitzt und ohne jeden Bezug zur jeweiligen Forschung formuliert, zweierlei bemerkenswert: erstens eine Institutionalisierung des Richtmaßes der ‚Datenqualität‘ und zweitens eine Rückbindung der Kritik in die Methode. Der Anspruch von Datenkritik sollte sich jedoch nicht von einer Methode vereinnahmen lassen, sondern vielmehr deren Kategorisierungen selbst hinterfragen.

Frank Hartmann – Medienwirklichkeiten

In seinem Buch *Cyber.philosophy* beschreibt Hartmann unter der Überschrift *Cyberculture. Prolegomena zu einer Datenkritik* diese Kritik als „eine Analyse der digitalen Seinsform, eine kritische Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit der multimedialen, interaktiven Informationsgesellschaft, die ihre Apparaturen der Replik längst kultiviert hat“ (Hartmann 1996: 103). Sieht man von der aporetischen Doppelung der Definition ab – Datenkritik ist kritische Reflexion –, hat man es hier mit einem Kritikbegriff im Kantischen Verständnis zu tun, also im Sinne einer Selbstkritik der Vernunft, die ihre eigenen Grenzen zu bestimmen versucht.

Zugrunde liegt bei Hartmann der Gedanke, dass Medien die Welt nicht nur repräsentieren oder abbilden, sondern sie interpretieren oder gar hervorbringen. Ihr Weltzugang und damit unser Weltzugang durch sie stehen in Frage. Das Kantische Modell transformiert Hartmann zu einer Kritik des Digitalen – aber explizit nicht der ‚digitalen Vernunft‘ –, der es um die Bedingungen der Möglichkeit von Welterfahrung durch Medien geht. Ziel ist es, die Grenzen dieser Erfahrung zu bestimmen. Erst unter den Vorzeichen der entsprechenden Medienbegriffe – Medien wie Fernsehen und Computer als Weltzugang, als Mittel der Erkenntnis – wird Hartmanns Modell von Datenkritik als aktualisierte Erkenntniskritik sinnvoll, und zwar als Frage nach den „materialen/ästhetischen, den ökonomischen und den im weitesten Sinne logischen Bedingungen unseres Weltbezugs“ (Hartmann 1996: 103). Datenkritik soll letztlich zur Grundlage einer ‚Medienphilosophie‘ werden, „die sich mit unserem Verhältnis zur Welt auseinandersetzt“, wie Hartmann an anderer Stelle schreibt:

Eine Datenkritik, die mir hier vorschwebt, setzt konnotativ das philosophische Projekt einer Erkenntniskritik fort, und steht mit dem Bewußtsein, daß es angesichts der neuen Kommunikationsverhältnisse nicht nur um kritische Texte, sondern um eine veränderte Praxis geht, im Kontext der Aufklärung – in ihrer zentralen Agenda der Herstellung von Publizität, der Anbindung von Wahrheitsfragen an den pragmatischen Kontext von Öffentlichkeit. ([Hartmann 1998](#))

Die Öffentlichkeit mag, wie Hartmann mit Kant betont, als Ort der Äußerung von Kritik bedeutsam sein. Doch was, wenn die Medien, denen Datenkritik gilt, nicht nur diesen Begriff von Öffentlichkeit verschieben, sondern ihn unterlaufen und auf eine Weise operieren, die mit der Unterscheidung von privat/öffentlich nicht mehr fassbar ist?

Wie diese Datenkritik aussehen könnte, die sich mit der „Frage nach der Möglichkeit einer Fortsetzung des Aufklärungsprojektes unter postmodernen Gegebenheiten“ beschäftigen soll, und was ihre „veränderte Praxis“ sein könnte, wird nur ansatzweise ausgeführt. Welche ‚Daten‘ gemeint sind, verrät Hartmann nicht. Der Bezug von Theorie und Praxis bleibt gänzlich unklar. Allenfalls von „Einsicht in die Mechanismen des Mediensystems“ ist die Rede, um erstens die Beschäftigung mit der Vereinheitlichung von Schemata der Informationsaufbereitung in Massenmedien und zweitens die Kritik des Bildes in der vernetzten Informationsflut anzuleiten.

Agentur Bilwet – Momente der Entscheidung

Anders als Frank Hartmann stellt sich das Autorenkollektiv Agentur Bilwet ebenfalls in den 1990er Jahren explizit in die Tradition der von Theodor Adorno und Max Horkheimer in der *Dialektik der Aufklärung* ausgearbeiteten Kritik der instrumentellen Vernunft. Seit den 1980er Jahren sei dieses Projekt der Entfaltung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu ihrem Widerspruch zum Projekt der Verlierer geworden, dem die Affirmationen der Postmoderne gegenüberstünden. Als Beispiel für diese Entwicklung wird die Filmkritik genannt, die vom emanzipatorischen Anspruch im Sinne Siegfried Kracauers oder Walter Benjamins oder gar als Praxis wie bei Jean-Luc Godard oder Alexander Kluge zum Bestandteil der kulturindustriellen Maschinerie geworden sei. Kritik an einem Film sei kein aufklärerischer Akt mehr, sondern Werbung für den Film und damit Beitrag zur Distributionsökonomie. Diese Art der Kritik habe den ‚Moment der Entscheidung‘ aus dem Blick verloren.

Datenkritik soll die dialektische Fortentwicklung dieser Lage der Kritik mit einem anderen Gegenstand sein. Während auf Kritik als Emanzipation Kritik als Komplizenschaft folgte, soll diese nun dialektisch durch Datenkritik ersetzt werden – eine Kritik, die durch bedingungslose Negation den Zynismus der Komplizenschaft in sein

Gegenteil verkehrt. „Datenkritik ist die Kunst der absoluten Informationsnegation. Sie ist keine Überlebensstrategie, sondern ein Frontalangriff. Datenkritik ist keine Attitüde, die man umgehen kann. Sie ist die Verneinung des Existierenden, sie fängt da an, wo Zynismus aufhört: sie schiebt die Welt nicht zur Seite, sondern nimmt die Voraussetzung des Unvorhersehbaren an“ (1993). Datenkritik bewegt sich also notwendigerweise in der Sphäre, gegen die sie sich wendet, und beherrscht deren Instrumente.

Doch Datenkritik nach diesem Vorbild nimmt Daten nicht einfach als Gegebenes – darauf werde ich noch zurückkommen – im Sinne einer Notwendigkeit, sondern betrachtet sie als kontingent. Diese historische Kontingenz ist der Lichtblick der Kritik. Indem sie das Gegebene negiert und das Unvorhersehbare affirmiert, unterläuft sie die Gegebenheit von Daten, die sich Kritik zu entziehen scheint. „Unter dem Regime“, so liest man, „des ahistorischen Materialismus ist nur die totale Datenkritik lebensfähig“ (Ebd.). Am Materialismus der zu dieser Zeit radikalen medientechnischen Umbrüchen unterworfenen Welt, in der alles zu Information zu werden schien, ist weniger der Materialismus problematisch als seine Ahistorizität. Er führt in eine entwicklungslose Lage, in der Dialektik zum Stillstand kommt.

Doch was an einer Datenkritik spezifisch sein könnte, wird auch hier nicht vollends klar. Dass es um Daten geht und nicht um Film als Leitmedium, liegt an der veränderten historischen Situation. Wäre der Text 20 Jahre früher entstanden, hätte es vielleicht Videobildkritik geheißen. Prinzipiell – und vermutlich auch historisch – ähnelt Datenkritik durchaus dem emanzipatorischen Umgang mit Videos und Computern in der Medienkunst der 1990er Jahre, die das Medium selbst in die Kritik an ihm integrieren und die von ihm eröffneten Bedingungen der Möglichkeit von Ästhetik ausloten. Medien stellen demnach Verfahren einer Kritik bereit, die sich in den Medien vollzieht, die kritisiert werden. Unter dem Stichwort einer ‚Selbstreflexion auf die gestalterischen Mittel‘ lassen sich ähnliche Verfahren durch die Kunst des 20. Jahrhunderts hindurch verfolgen. Ob Datenkritik hingegen neue Verfahren benötigt, auf welche Weise Daten mit ihren Medien verwoben sind und wie sich Datenkritik von ihren Medien loslöst, wird von der Agentur Bilwet nicht thematisiert.

Michel Foucault – Genealogie als Kritik

Es sollte deutlich geworden sein, dass wir Datenkritik nicht einfach voraussetzen können, weil Kritik auch den Kritisierenden und den Modus seines Vorgehens verändert. Um zu verstehen, was damit auch für die Datenkritik verbunden ist, möchte ich nun auf die einschlägigen Überlegungen Michel Foucaults zurückkommen. In seinem 1978 gehaltenen Vortrag *Was ist Kritik?* parallelisiert er das Aufkommen der neuzeitlichen Regierungskünste seit dem 16. Jahrhundert mit dem Aufkommen einer „Haltung der Kritik“, die danach fragt, wie es möglich sei, „nicht dermaßen regiert zu werden“ (Foucault 1996: 12). Ihren gemeinsamen Entstehungsherd verortet Foucault in einem bei Kant hervortretenden und von ihm diagnostizierten Bündnis aus Macht, Wahrheit und Subjekt, in dem Kritik als „reflektierte Unfügsamkeit“ (15) die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin befragt. Foucault zielt auf die Reaktivierung eines „philosophischen *ethos*, das man als permanente Kritik unseres geschichtlichen Seins charakterisieren könnte“ (Foucault 2005: 182), also auf einen Umgang mit sich selbst als autonomem Subjekt, um Weisen des Selbstverständnisses und des Selbstverhältnisses. Dieser Verbindung von Kritik, Genealogie und Selbstformierung durch Widerstand spürt Foucault auf verwinkelten Pfaden nach. Ich möchte auf diesen überaus komplexen Vortrag und seinen Rückgriff auf Kant nicht nur Bezug nehmen, weil er immer noch ein produktives Handwerkszeug für eine Kritik der Gegenwart aus ihrer Geschichte heraus bietet, sondern auch, weil hier deutlich wird, was mit Kritik auf dem Spiel steht und hinter was wir bei unserem datenkritischen Vorhaben nicht zurückgehen sollten.

Foucaults Ausgangspunkt ist das von Kant formulierte Verhältnis von Kritik und Aufklärung, wie es in seiner 1784 erschienenen *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* zum Ausdruck kommt. Foucault vermutet eine Gemeinsamkeit von Kants Kritizismus als „Grenzpolizei“ (Kant 1781/1998: B XXV) der Vernunft und seiner Beschreibung von Aufklärung als Praxis der bedingten Nicht-Regierung. Aufklärung ist für Kant bekanntlich der „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Kant 1784: 481) und damit, so interpretiert es Foucault, ein Akt des Widerstands nicht nur gegen die eigene Trägheit, sondern auch gegen die Regierungspraktiken, die zu diesem Zustand geführt haben und zu denen neben dem christlichen

Pastoral die Pädagogik, die politischen Wissenschaften der Policy und die Ökonomie zu zählen sind. Sie wiederum sind eng mit der Entwicklung jener modernen Wissensfelder verbunden, auf denen Reflexion, Subjektivität und Wissenschaft Hand in Hand gehen.

Doch Kant trennt Gehorsam und Vernunft voneinander, weil man gehorsam auch dann sein muss, wenn es irrational erscheint, da es einem höheren Zweck dienen kann. Deshalb darf die Vernunft in der Öffentlichkeit frei sein und muss sich im Privaten unterwerfen. Dies ist, so Foucault lakonisch, das Gegenteil dessen, was gemeinhin unter Gewissensfreiheit verstanden wird. Dennoch sieht Foucault hier eine neue Art des Gegenwartsbezugs am Werk, weil Kant diese Gegenwart nicht auf eine kommende Zukunft bezieht, sondern zum Maßstab der Transformation macht:

Unser Zeitalter ist das eigentliche Zeitalter der Kritik, der sich alles unterwerfen muss. Religion, durch ihre Heiligkeit, und Gesetzgebung, durch ihre Majestät, wollen sich gemeinlich derselben entziehen. (Kant 1781/1998: A XII)

Kritik im engeren Sinne seiner drei großen Werke ist für Kant diese Selbstbestimmung der Grenzen der Vernunft – der reinen, der praktischen und der urteilenden. Das Movens der Aufklärung ist für Kant die Verwendung des eigenen Verstandes, die – hierin liegt Foucaults innovative, wenn auch sicherlich etwas forcierte Lesart – zu einer Selbsttransformation anleitet. Wenn Kritik als Gegenstück zur Regierung, „gleichzeitig als ihre Partnerin und ihre Widersacherin“ (Foucault 1996: 12), und darüber hinaus, in den Worten Foucaults, als Tugend erscheint, dann fällt auf die Kritik der Verdacht oder die Hoffnung, selbst eine Form der Regierung zu sein – und zwar im Sinne einer historischen Subjektivierungspraktik und nicht im trivialen Sinne, dass jede Kritik dazu tendiert, alte durch neue Regeln zu ersetzen. In Kants Schriften findet Foucault, so hat Matthew Sharpe argumentiert, ein Konzept von Kritik als Praxis der Selbsttransformation (vgl. Sharpe 2005). Im Widerstand gegen die autoritative Regierung in Form von Dogmatismus und Despotismus formiert sich eine Subjektivität, die die Grenzen des eigenen Verstandes zu bestimmen versucht und dabei Rechenschaft über die eigenen Maßstäbe der Kritik ablegen muss.

Widerstand, so Foucaults umstrittene These, steht immer im Verhältnis zur Macht und ist ihren Praktiken nie äußerlich, sondern deren Effekt (vgl. Foucault 1970). Widerstand, auch im Sinne von Kritik, ist nicht der Gegenpol von Macht, sondern ihr intrinsisch zugehörig. Im Verbund mit dem Projekt der Aufklärung wird die Praxis der Kritik zur ‚Sorge um sich‘ und, auch wenn der Begriff in diesem Text nicht fällt und erst später entwickelt wird, zu einer Form von ‚Selbsttechnologie‘, von der die Grenzen der Vernunft und damit die rationalen Bedingungen moralischen Verhaltens, etwa im Sinne des kategorischen Imperativs, zum Maßstab gemacht werden. Aufgeklärt ist demnach jenes Handeln, das sich nach den Grenzen der Vernunft richtet, sich aber, entsprechend der verdächtigen Einschränkung Kants, privat dem Souverän unterordnet.

Die Analytik der Vernunft wird mithin von Kant mit einer ‚Sorge um sich‘ gekoppelt und so zum Projekt einer Selbsttransformation. Die drei Kritiken können demnach als eine Praxis der Aufklärung durch die Bestimmung der jeweiligen Bedingungen der Möglichkeit als Kritik an überlieferten Autoritäten verstanden werden, sofern diese Autoritäten nicht begründet sind. Regierungsmacht bedient sich in jeweiligen historischen Formationen der Wahrheit zur Legitimation ihrer Ansprüche. Kritik im benannten Sinne entsteht als Infragestellung dieser Rechtmäßigkeit und Autorisierung von Macht durch Wissen. Da Kritik dabei selbst in ein Verhältnis zur Wahrheit gerät, trägt sie für Kant zur Transformation des kritisierenden Subjekts bei. Kants Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? fordert „Entunterwerfung“ (Foucault 1996: 15), wenn auch auf eine zwiespältige Weise. Zum Erreichen von Autonomie durch Vernunftgebrauch braucht es Kritik, um dessen Grenzen zu erkennen. Kritik als Tugend beginnt mit der Infragestellung der Pflichten und Regeln des Gehorsams, denen sich das Subjekt von Staats wegen zu unterwerfen habe. Freiheit ist damit – im Öffentlichen – an Vernunft geknüpft, und dies gilt ebenfalls für die Freiheit, um die es Foucault geht. Aufklärung besteht ebenfalls in der Herstellung dieser Öffentlichkeit für den Vernunftgebrauch, etwa in dem Sinne, wie es von Jürgen Habermas bis Frank Hartmann vorgestellt wurde – man denke an dieser Stelle auch an open data. Sie mündet jedoch auch gemeinsam mit der Kritischen Theorie in die Frage, wie aus dem aufklärerischen Projekt der Rationalisierung eine „Raserei der Macht“ (Foucault 1996: 24) und letztlich Irrationalismus werden konnte.

Was ich hier reichlich simplifiziert dargestellt habe, sieht Foucault als Verbindung historisch eintreten und verortet darin einen komplexen Modus des Widerstands. Foucault fordert am Ende seines Vortrags, die Kantische Bewegung von der Aufklärung in die Kritik umzukehren und von der Analytik in jene Selbstpraxis überzugehen, die er als Kunst definiert hat, nicht regiert zu werden. Er geht damit einen entscheidenden Schritt über Kritik als Bestimmung der Bedingung von Möglichkeiten hinaus. Während Kant diese Grundlagenreflexion auf das Unveränderliche und Beständige der Grenzen richtet, will es Foucault auf das Kontingente der Geschichte ansetzen: als Prüfung der Plausibilität eines Gewordenseins und als Kunst der Nicht-Regierung. Aufklärung ist der Nachvollzug der eigenen Geschichte, und die Genealogie tritt an die Stelle einer aus der Kritik im Kantischen Sinne gewonnenen „Legitimitätsprüfung der historischen Erkenntnisweisen“ (Foucault 1996: 30), wie sie Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Johann Gottlieb Fichte und Edmund Husserl vorgenommen haben. In Foucaults Worten: Kritik wird

nicht mehr in der Suche nach formalen Strukturen von universalem Wert praktiziert, sondern als historische Untersuchung, welche die Ereignisse durchläuft, die uns dazu veranlassen haben, uns als Subjekte dessen, was wir tun, denken und sagen, zu konstituieren und zu erkennen. In diesem Sinne ist diese Kritik nicht transzendental und hat nicht zum Ziel, eine Metaphysik möglich zu machen: Sie ist genealogisch in ihrer Finalität und archäologisch in ihrer Methode. Archäologisch – und nicht transzendental – in dem Sinne, dass sie nicht versuchen wird, die allgemeinen Strukturen jeder Erkenntnis oder jeder möglichen moralischen Handlung herauszulösen, sondern die Diskurse zu behandeln, die das, was wir denken, sagen und tun, als gleichermaßen historische Ereignisse zum Ausdruck bringen. Und diese Kritik wird in dem Sinne genealogisch sein, als sie nicht aus der Form dessen, was wir sind, ableiten wird, was uns zu tun oder zu erkennen unmöglich ist; sie wird vielmehr aus der Kontingenz, die uns zu dem gemacht hat, was wir sind, die Möglichkeit herauslösen, nicht mehr das zu sein, zu tun oder zu denken, was wir sind, tun oder denken. (Foucault 2005: 186)

Genealogie, hier verstanden als genealogische Kritik, erzählt die Geschichte eines Gewordenseins und konfrontiert das Gewordene so mit seiner Kontingenz: Es wäre möglich, dass alles anders gewesen ist,

und es ist möglich, dass alles anders sein wird. Dies betrifft insbesondere den Genealogen selbst. Kritik heißt demnach, einen Raum für das Nichtnotwendige zu schaffen und Selbstverständnisse auszuhebeln. Martin Saar hat dies als Handlungsanweisung formuliert:

Erzähle mir die Geschichte der Genese meines Selbstverständnisses unter Verwendung des Wortes Macht (oder verwandter Wörter wie Strategie, Dispositiv oder Interessen, Unterwerfung, Ausbeutung, Nutzen) auf eine solche Weise, daß ich beim Zuhören so, wie ich glaube, unwiderruflich zu sein, nicht mehr sein will und beim Zuhören selbst begreife, daß ich so auch nicht sein muss. (2003: 170)

Damit ist jedoch nicht gemeint, wie Saar an anderer Stelle hervorhebt (Saar 2008: 248), dass allein mit der Historisierung etwas kritisiert sei, weil sich aus Genesis nicht auf Geltung und aus Gewordenheit nicht auf Wert schließen lasse. Das Verhältnis von ironischer Distanz und Involviertheit muss immer wieder neu ausgehandelt werden. Doch ist dieses Anderswerden immer mit einer Perspektive auf die Gewordenheit verbunden. Kritik, auch Datenkritik, braucht Geschichte, um zur Selbsttransformation anzuleiten.

Was ist Datenkritik?

Der Exkurs zu Foucault hat geholfen, ein Konzept von Kritik zu skizzieren, in dem diese selbst als Aktion begriffen wird. Bleibt man auf dieser Beschreibungsebene, wird deutlich, dass Kritik auch existenzielle Möglichkeitsbedingungen einschließt – nämlich die Möglichkeiten des Andersseins, die sich vor allem in historischer Perspektive darstellen lassen. Kritik soll Kontingenz aufzeigen. Vor dem Hintergrund von Kritik als Genealogie möchte ich nun einige Fragen und offene Felder des aufklärerischen Projekts einer Kritik von Daten formulieren, um abschließend einige Überlegungen zu ihrem Verhältnis zur Medienwissenschaft vorzustellen.

Datenkritik durch Daten

Zunächst kann eine doppelte Selbstreferenz von ‚Datenkritik‘ festgehalten werden: Erstens produziert jede Kritik an der Produktion von Daten selbst Daten. Zweitens kann Datenkritik auch durch datenverarbeitende Maschinen geleistet werden. Zwar ist zumindest die erste Selbstreferenz nicht eigentümlich für den vorgeschlagenen Modus von Kritik – Kritik an einem Wissen ist selbst Wissen –, doch stellen beide angesichts der gegenwärtigen Produktionsweisen von Daten einen wichtigen Brennpunkt dar, der eine zentrale Aufgabe dieser Ausgabe von *Mediale Kontrolle unter Beobachtung* andeutet.

Von besonderer Bedeutung für die gegenwärtige technologische Bedingung sind Verfahren, die computerbasierte Methoden zur Analyse von Daten einsetzen (vgl. Hörl 2011). In ihren Operationen und ihrer Neuverteilung von Handlungsmacht könnte man einen neuartigen Modus von Kritik vermuten, der selbst von Maschinen geleistet wird und nur von ihnen geleistet werden kann. Gerade bei den Fragen nach *big data* scheint dieses Problem besonders virulent, weil wir es hier mit einer Datenverarbeitung und einer, wenn man so will, computergestützten Datenkritik zu tun haben, die eben selbst durch Datenverarbeitung dort geleistet wird, wo alle menschlichen Vermögen mehr oder weniger kläglich scheitern. Man kann hier an die Verfahren der *digital humanities* denken, aber auch an *supercomputing*, an die Bearbeitung und Auswertung von Datensätzen, die so groß sind, dass kein Mensch sie bearbeiten oder Muster in ihnen erkennen kann. Datenverarbeitende Medien sind zeitkritische Medien, und sie sind dies auf eine Weise, die sie von anderen Medien unterscheidet. Wenn etwas momentanen Datenverarbeitungsmethoden gemeinsam ist, dann ihre Mikrotemporalität, die die Anschauung und das Unterscheidungsvermögen unterläuft und sich gar nicht erst an sie richtet (vgl. Hansen 2011). Im Gegensatz zu Datensammlungen durch Aufzeichnungsmedien können die Verfahren, mit denen diese Daten bearbeitet werden, selbst analytisch, urteilend und damit, wenn man den Begriff dehnen will, kritisch vorgehen. Selbstverständlich nehmen sie keine eigenständigen Wertungen vor. Doch unterteilt man den Vollzug von Kritik in den urteilenden, eben kritischen und den wertenden Akt,

wird deutlich, dass der erste Schritt durchaus an technische Instanzen übertragen werden kann.

In digitalen Datenbanken und Netzwerken ist diese Neuverteilung von *Agency* zwischen verschiedenen Akteuren notwendigerweise mit einer Neudefinition von Kritik verbunden, die zu bestimmten Aufgaben von Datenkritik sein könnte. Kritik ist, so hatte ich ausgeführt, grundsätzlich eine Fähigkeit des Urteilens und damit an bestimmte Vermögen gebunden, die als grundlegend menschlich gelten. Ein Computer subjektiviert sich nicht. Kritik als Unterscheidungs- oder Abgrenzungsvermögen ist nicht nur bei Kant eine kognitive Fähigkeit, die sich dadurch auszeichnet, dass sie sich als vernünftige Kritik der Vernunft auf sich selbst beziehen kann. Natürlich kann man schlicht behaupten, dass Maschinen diese letzte Stufe der Reflexion nicht erreichen und somit Kritik weiterhin am Menschen hängt. Doch so einfach sollte man es sich nicht machen, weil hier deutlich wird, dass Analyse, Unterscheidung und Entscheidung in technischen wie in menschlichen Handlungen nicht so leicht voneinander zu trennen sind.

Wenn wir nun probeweise davon ausgehen, dass Kritik als Datenkritik auch von Maschinen geleistet werden kann, die sammeln, auswerten, analysieren und Ergebnisse mit Imperativ präsentieren, dann verschiebt sich am tradierten Verständnis von Kritik etwas, das wir dringend genauer bestimmen sollten. Will man so weit gehen, ist es fraglich, ob der Kritikbegriff noch trägt oder ob man es bei der durch Maschinen geleisteten Kritik nicht mit etwas anderem zu tun hat. Man wird das Problem schließlich nicht mit der Feststellung los, dass zur Kritik nur Menschen fähig sind und erst nach der Analyse von Daten eine Kritik folgt, die weiterhin in der Hand menschlicher Akteure liegt. Foucault folgend lässt sich zwischen Wissen und Kritik nicht mehr so einfach trennen. Genauso wenig hilfreich ist es, hier im klassischen kulturkritischen Tenor eine weitere Kränkung des Menschen oder gar einen Verlust seiner intellektuellen Vorherrschaft zu beklagen. Vielmehr sollten wir anhand unserer Gegenstände etwa folgende Fragen stellen: Handelt es sich um eine Verschiebung des Urteilsvermögens, um eine Verschiebung zwischen Mensch und Maschine oder um eine neue Definition von Daten? Könnte man eine Datenkritik der Daten analog zur Selbstkritik der Vernunft formulieren? Wie stehen Algorithmen und Unterscheidungen zueinander? Wie könnten Wertungen in technische Verfahren implementiert werden? Gibt es, angesichts der Gefahr der

Mechanisierung, Automatisierung und Informatisierung von Kritik, einen nicht-mechanischen Modus der Kritik durch Maschinen?

Eben dies ist die Herausforderung, der sich eine gegenwärtige Datenkritik stellen muss: Das kritische Vermögen, das selbsttransformierende, subjektivierende Effekte hat, mit technischen Verfahren zusammenzubringen, die eben dieses Vermögen ersetzen könnten. Vielleicht erscheint dieser Schritt schon in wenigen Jahren als überholt oder von naiver Technikgläubigkeit. Dennoch stellt er für die aktuelle Lage die entscheidende Voraussetzung dar. Friedrich Balke hat die Bedeutung dieser Herausforderung in anderem Kontext jüngst auf den Punkt gebracht: Das Nachdenken über Medien, die Unruhe, die diese in Wissenschaft und Philosophie hervorrufen, hängt mit einer Verunsicherung darüber zusammen, „*wo* Denken stattfindet, *was* sein natürliches Milieu ist, *wer* seine privilegierten oder exklusiven Träger sind“ (Balke 2013: 138). Die Frage nach den nicht-menschlichen Instanzen des Denkens und Kritisierens kann damit als Ansatzpunkt medienphilosophischen Denkens überhaupt verstanden werden.

Urteil über das Gegebene

Der generelle Anspruch an Kritik lautet häufig, dass sie sich nicht in einem Außen abspielen und von dort aus etwas von ihr Getrenntes kritisieren soll, ohne sich die Hände schmutzig zu machen. Doch genau dies ist die Crux von Datenkritik: Nicht nur, wenn sie selbst in Daten operiert, wenn sie in Code spricht oder programmiert, begibt sie sich in das Gegebene, auch begrifflich liegt dies nahe. Etymologisch könnte man Datenkritik schlicht übersetzen als ‚Urteilen über das Gegebene‘. Kann Datenkritik dann das Gegebene oder gar die Gegebenheit des Gegebenen hinterfragen? Wir müssen uns notwendigerweise der Frage stellen, ob ‚Daten‘ ein tragfähiger Begriff ist oder ob wir es hier nicht ebenfalls mit etwas anderem zu tun haben. Nun könnte man argumentieren, dass diese Spannung im Begriff ‚Daten‘ bereits vorhanden ist und sich Datenkritik damit nicht aufhalten sollte. Daten in unserem Sinne sind, wie wir wissen, alles andere als gegeben: Sie sind berechnet, konstruiert, gesammelt, abhängig von Maschinen. Doch ich glaube, dass damit eine Gelegenheit zur Schärfung des Begriffs verpasst würde.

Wenn Daten im vorgestellten, zunächst noch abstrakten Sinne Daten analysieren, sind die zugrundeliegenden Begriffe in Bedrängnis. Was ist gegeben, wenn Gegebenes Gegebenes beurteilt? Dass Datenkritik Daten als Gegebenes nimmt, geht über ein Wortspiel hinaus. Als Kritik des Gegebenen geht sie anders mit ihrem Gegenstand um denn als Kritik von Nicht-Gegebenem. Ihr Ziel sollte es sein, das Gegebene als kontingent zu kennzeichnen und so, im Sinne Foucaults, das Gegebene mit seinem Gewordensein zu konfrontieren. Dieser Aufweis der Kontingenz des Gegebenen bedeutet also, dessen Geschichte zu schreiben. Das Kontingente hat eine andere Geschichte als das Gegebene. Wie kann man das Gegebene als kontingent beschreiben? Wer oder was gibt es? Mit eben dieser Spannung sollte Datenkritik, wollen wir bei diesem Begriff bleiben, umzugehen lernen.

Medienwissenschaft und Datenkritik

Zum Abschluss möchte ich einige allgemeinere Überlegungen zum Verhältnis von Medienwissenschaft und Kritik vorstellen und zeigen, warum Datenkritik ganz grundsätzliche Fragen an die Medienwissenschaft stellen könnte. Eine Wissenschaft der Medien ist, so lautet mein Ausgangspunkt, eine aufklärerische Wissenschaft, vielleicht sogar ein Projekt der Aufklärung, weil sie Medien als etwas in den Blick nimmt, was sich dem Blick ansonsten – in unterschiedlichen Ausprägungen – entzieht. Wenn Medien die Tendenz haben, unsichtbar zu werden – eine These, die zum Grundbestand der Medientheorie zählt –, dann steht Medienwissenschaft beständig vor der Herausforderung, diese Unsichtbarkeit ihres Gegenstandes zu überwinden, in anderen Worten: aufzuklären. Medienwissenschaft sollte, so könnte ihr Selbstverständnis lauten, den Blick von Inhalten ab- und zu den Medien hinwenden, die diese Inhalte vermitteln, zu einem Ermöglichungs- und Bedingungsverhältnis also (vgl. Engell u.a. 1999). Die Erkennbarkeit von Medien muss eigens begründet werden. Sie verdecken ihre Leistung, indem sie diese erbringen, stellen dabei aber das, was sie vermitteln, unter Bedingungen, um deren Erforschung es der Medienwissenschaft geht. Sie hebt die Rolle von Medien dort hervor, wo sie negiert wird (vgl. ausführlicher Sprenger 2012).

Wenn Aufklärung nun im vorgestellten Sinne eng verbunden ist mit einer Kritik als Selbstkritik der Bedingungen von Kritik, und wenn Medienwissenschaft in diesem Sinne ein Projekt der Aufklärung über sich entziehende Medien und die Bedingungen der Umgehung dieses Entzugs ist, dann könnte Datenkritik im Spannungsfeld der soeben vorgestellten Aspekte verortet werden. Datenkritik wäre dann als kritische Aufklärung oder aufklärende Kritik zu verstehen, die eben jenen Entzug zu berücksichtigen hätte, der vielleicht sogar, angesichts von Vermittlungsvorgängen, der Gegebenheit ihres Gegenstandes entgegensteht.

Abschließend möchte ich die Frage stellen, ob es eine Form der Kritik gibt, die auf der Höhe ihrer Medien sein kann, wenn sie die Gegenwart betreffen will, oder ob nicht Kritik immer schon einen Schritt, ein Medium zu spät kommt. So lässt sich von medienhistorischer Perspektive aus behaupten, dass jedes neue Medium jeweils eigene Fragen nach den Möglichkeiten und Grenzen der Kritik aufwirft. Eine der wichtigen Funktionen von Medienkritik besteht darin, die Bindekraft eines alten Mediums zu beleben und dessen Eigenschaften vor der Folie des neuen Mediums herauszuheben, welches eben diese Bindekraft unterlaufe. Das wiederum bedeutet, dass vor aller Datenkritik ihr historischer Ort bestimmt werden müsste: Warum brauchen wir heute Datenkritik? Welche technologischen Bedingungen ermöglichen Kritik an Daten? Welchen Medienwechsel kündigt sie im Übergang an? Und wie gehen gegenwärtige Medien über das hinaus, was wir als Datenkritik bestimmen können?

Literatur

- Agentur Bilwet (1993): „Was ist Datenkritik?“, in: *Medien-Archiv*, Bensheim, S. 76-80, online: <http://thing.desk.nl/bilwet/AgenturBilwet/Medienarchiv/kritik.txt>, zit. 09.10.2013.
- Artikel „Kritik“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hg. v. Joachim Ritter, Basel, S. 1249-1282.
- Balke, Friedrich (2013): „Ob man ohne Körper denken kann. Zum Verhältnis von Maschine und Organismus in der Medienphilosophie“, in: Lorenz Engell u.a. (Hgg.): *Körper des Denkens. Neue Positionen der Medienphilosophie*, München, S. 135-154.
- Engell, Lorenz/Vogl, Joseph (1999): „Vorwort“, in: Claus Pias u.a. (Hgg.): *Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard*, Stuttgart, S. 8-11.
- Foucault, Michel (1970): „Antwort auf eine Frage“, in: *Literatur und Didaktik* 3, übers v. Günther Schiwy, S. 228-239.
- (1996): *Was ist Kritik?* Übers. v. Walter Seitter, Berlin.
- (2005): „Was ist Aufklärung?“, übers. v. Hans-Dieter Gondek, in: *Schriften*, Band 4, hg. v. François Ewald und Daniel Defert, Frankfurt/M., S. 687-707.
- Hansen, Mark B. N. (2011): „Medien des 21. Jahrhunderts, technisches Empfinden und unsere originäre Umweltbedingung“, in: Erich Hörl (Hg.): *Die technologische Bedingung. Beiträge zur Beschreibung der technischen Welt*, Frankfurt/M., S. 365-409.
- Hartmann, Frank (1996): *Cyber.Philosophy. Medientheoretische Auslotungen*, Wien.
- Hartmann, Frank (1998): "Rückspiegel", in: *Online-Texte*, homepage.univie.ac.at/frank.hartmann/Essays/Spiegel.htm, publ. 15.10.1998, zit. 09.10.2013.
- Hörl, Erich (Hg.) (2011): *Die technologische Bedingung. Beiträge zur Beschreibung der technischen Welt*, Frankfurt/M.

- Jaeggi, Rahel/Wesche, Tilo (2008): „Einführung: Was ist Kritik?“, in: Jaeggi u.a. (Hgg.): *Was ist Kritik? Philosophische Positionen*, Frankfurt/M., S. 7-22.
- Kant, Immanuel (1781/1998): *Kritik der reinen Vernunft*, hg. v. Raymund Schmidt, Hamburg.
- (1784): „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“, in: *Berlinische Monatsschrift* 12, S. 481-494.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1956): „Brief von Karl Marx an Arnold Ruge im September 1843“, in: *Werke*, Band 1, hg. v. Institut für Marxismus-Leninismus, Berlin, S. 343-346.
- Raunig, Gerald (2010): „Was ist Kritik? Aussetzung und Neuzusammensetzung in textuellen und sozialen Maschinen“, in: Birgit Mennel u.a. (Hgg.): *Kunst der Kritik*, Wien, S. 13-32.
- Saar, Martin (2003): „Genealogie und Subjektivität“, in: Axel Honneth u.a. (Hgg.): *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption*. Frankfurt/M., S. 157-179.
- (2008): „Genealogische Kritik“, in: Rahel Jaeggi u.a. (Hgg.): *Was ist Kritik? Philosophische Positionen*, Frankfurt/M., S. 247-265.
- Sharpe, Matthew (2005): „Critique as Technology of the Self“, in: *Foucault Studies* 2, S. 97-116.
- Sprenger, Florian (2012): *Medien des Immediaten. Elektrizität, Telegraphie, McLuhan*, Berlin.